ESSAY

Wir sind fürchterlich!

Die Deutschen und ihr schlechtes Gewissen / Von Florian Illies

Wer als Deutscher geboren wird, erfährt früh, dass das ein Problem ist. Als wir eine Schülerzeitung gründen wollten und uns kein Name einfiel, nannten wir sie „Reichsdeputationshauptschluss“, weil wir den gerade im Geschichtsunterricht durchnahmen und wir einen besonders ungewöhnlichen Namen haben wollten (und weil wir diesen albernen Namen damals offenbar witzig fanden). Als wir dann anfingen, zu den Läden in unserem Ort zu gehen, um Anzeigen für Clearasil und anderes einzuholen, lehnte der Besitzer des Fotoladens dies rundherum ab: „Kinder, ihr könnt das nicht wissen, aber im Namen des Reichsdeputationshauptschlusses sind im Dritten Reich schlimme Dinge geschehen. Überlegt euch das noch einmal mit dem Namen.“



NILS FLIEGNER

Ich weiß nicht, ob wir es damals noch wagten, zu widersprechen und dem Fotohändler zu sagen, dass es ein Wort und ein Beschluss von 1803 war, den er zu nationalsozialistisch fand. Ich glaube, wir schluckten es einfach, weil wir das erste Mal jene Augen gesehen haben, die Deutsche bekommen, wenn die Sorgenfalten sich fast auch über die Netzhaut erstrecken, weil Sorge besteht, dass irgendjemand vergisst, was im Dritten Reich unbestreitbar Schreckliches geschehen ist. Diese tief besorgten Augen des Fotohändlers, aus denen die Angst vor rechtsradikalen Umtrieben an unserer Schule sprach, lähmten uns derart, dass wir nicht nur diesen, sondern auch alle anderen möglichen Namen ablehnten und uns dann – am Tag vor dem Druckbeginn – für den selten doofen Titel „Ohne Worte“ entschieden.

Man kann das aber natürlich, wenn man mag, auch symbolisch sehen: wie das Heraufbeschwören einer drohenden Wiederkehr der Nazi-Zeit am Ende nur noch Wortlosigkeit möglich macht. Wir trauen uns immer alles Schreckliche zu – so wie der Besitzer eines Fotoladens in einer oberhessischen Kleinstadt glaubt, dass die Schülerzeitung der Gesamtschule nach einem Rassengesetz der Nationalsozialisten heißt, so glaubt auch gern ein ganzes Land, dass im sächsischen Sebnitz der kleine Joseph Kantelberg-Abdullah von ausländerfeindlichen Jugendlichen ertränkt wurde und die ganzen Sebnitzer im Schwimmbad es im Grunde gut fanden, was da geschah, und deshalb zu dem Fall schwiegen.

So unwahrscheinlich dieser Fall auch war und so unglaubwürdig die Mutter wirkte, die aus verständlichem Schmerz über den Tod ihres Sohnes offenbar nach einem Schuldigen suchte, so bereitwillig schrie daraufhin ein ganzes Land mit der Stimme der „Bild“-Zeitung: Mea culpa, wir sind fürchterlich, es ist unglaublich, dass dies wieder möglich ist in Deutschland. Auch Volker Schlöndorff fuhr zur Mutter und setzte sich auf die Couch und filmte das Fotoalbum der Familie ab, schaute betroffen und fühlte sich stellvertretend schuldig für das ganze Land.

Und als die 17-jährige Elke aus Halle, die gelähmt im Rollstuhl sitzt, sich ein Hakenkreuz in die Backe ritzte und sagte, es seien Neonazis gewesen, glaubten ihr die Medien und die Menschen auch dies.

Unser Schuldbewusstsein ist so groß, unsere Sehnsucht, uns ständig Asche aufs Haupt zu streuen, so masochistisch riesig, dass wir uns immer sofort für schuldig erklären, wenn etwas Fremdenfeindliches geschehen ist, niemals wieder soll uns vorgeworfen werden, wir schauten weg und hätten unsere Lektion nicht gelernt. Deshalb nun schauen wir immer hin.

Diese Wachsamkeit geht so weit, dass unsere Gesellschaft auch all jene Dinge mit einem merkwürdigen Fluidum umgeben hat, die von den Nazis einmal gemocht wurden. Caspar David Friedrich etwa hatte lange Zeit allergrößte Probleme, weil bekannt war, wie sehr Hitler ihn geschätzt hat, von Richard Wagner ganz zu schweigen. Wer sich dazu bekannte, Wagner zu mögen, musste gleich im nächsten Satz mit sagen, dass er wisse, dass Wagner Antisemit war und dessen Werk im Dritten Reich bewusst eingesetzt wurde. Sagte er dies nicht, durfte er nicht ohne Gewissensqualen weiter der Musik zuhören. Auch wer Caspar David Friedrich dennoch mochte, stand jahrzehntelang im Ruf, nicht kritisch genug mit der deutschen Vergangenheit umzugehen, und wer wiederum Werke eines Schmidt-Rottluff oder Barlach ästhetisch kritisierte, musste sich den Vorwurf anhören, solche Ausgrenzung hätten die Nazis mit ihrer Ausstellung „Entartete Kunst“ auch schon betrieben, und man hätte eigentlich gedacht, damit sei es nun endgültig vorbei.

Aus diesem Terror des guten Gewissens entstand ein verquerer Kulturkanon, in dem Werke von Künstlern, die von Nazis verfolgt oder geächtet wurden, automatisch als künstlerisch wertvoll galten. Und als hätte man noch immer nichts gelernt, aus diesen Verrenkungen des deutschen Bewusstseins, handelte man, als die DDR unterging, ähnlich: Die Dissidenten galten fortan nicht nur als die besseren Menschen (was sie wahrscheinlich waren), sondern auch als die besseren Künstler (was sie wahrscheinlich nur manchmal waren).

Aus diesem deutschen Gedankenwahnsinn gab es schon früh nur eine Fluchtmöglichkeit – und das war das Ausland. Hätten auch die Westdeutschen nicht die Möglichkeit gehabt, ins Ausland zu reisen, wäre wohl zumindest das halbe Land an akuter Autoaggression zu Grunde gegangen. Aber Ausland ist natürlich nicht gleich Ausland. Reisen in Gebiete, die von Deutschland im Zwei-

ten Weltkrieg annektiert, angegriffen oder überrollt wurden, aus denen Zwangsarbeiter rekrutiert und Gelder transferiert oder aus denen Spätaussiedler zu uns gereist sind, scheiden dabei aus.

Ideal ist eine Reise nach Italien. Spätestens seit Goethes italienischen Erweckungserlebnissen gehört es zu den Bußübungen eines geschlechtsreifen bundesrepublikanischen Großstädters, sich bei einer Tasse Cappuccino mit geschäumter Milch ein paar Minuten lang unter strahlender Sonne über die Unterschiede zwischen der deutschen und der italienischen Lebensart auszulassen. Wir treffen uns zum Jammern in Positano.

Es ist der vielleicht bemerkenswerteste genetische Defekt im deutschen Erbgut, dass – egal ob Goethe oder Dürer oder Michael Schumacher – gerade die deutschesten Deutschen ihren nationalen Selbsthass am liebsten auf italienischen Piazzas ausleben. Sogar Theoretiker wie Hans Magnus Enzensberger und Praktiker wie Gerhard Schröder und Oliver Bierhoff sind davon befallen.



NILS FLIEGNER

Während Schröder allein durch die Art seines bräsigen Sitzens in einem Café in Rimini seine innenpolitische Position deutlich macht, Oliver Bierhoff von ungeordneten Gemüsemärkten in Mailand schwärmt und seine Liebe zum Süden und seine Irritation über deutsche geordnete Gemüsemärkte demonstriert, erklärte Hans Magnus Enzensberger schon 1959, wie es zu Schröder und Bierhoff kommt.

Damals saß Enzensberger vor den Toren Roms und schickte einen Beitrag nach Deutschland für den Sammelband „Ich lebe in der Bundesrepublik“. In seinem Text vergleicht er die Situation in einem Kaffeehaus in Düsseldorf mit seinem italienischen Café Mazzini. Während er – beim Gedanken an Düsseldorf und also Deutschland – einen Film sieht, „der nie reißen wird und das Fürchten lehrt vor der Ewigkeit der Hölle“, lehrt Enzensberger der Blick ins italienische Café die Augenblicklichkeit des Paradieses. Und es ist schön zu lesen, dass sogar Enzensberger angesichts Italiens die romantischen Gäule ein klein wenig durchgehen: „Im Café Mazzini kann man flirten, streiten, Adorno lesen, Rock’n’Roll spielen, Kaffee rösten lassen, einen Kontrakt abschließen, über die Dreifaltigkeit und die Boxkunst disputieren. Wir können in Sophias Busen blicken, ein Fass Wein oder ein Taxi bestellen, Gedichte schreiben, den Steuereinnehmer bestechen.“ Und dagegen ein deutsches Kaffeehaus? Pah!

Die Törtchen-und-alte-Damen-Welt von Fortuna Düsseldorf verlor den direkten Vergleich gegen die Thekenmannschaft des Café Mazzini ungefähr 0:7. Immerhin, nach dem Siegeszug italienischer Lebensart hier zu Lande in Form von Cappuccino, Espresso und Latte macchiato im Glas mit Serviette drum herum ist der Rückstand inzwischen auf 1:7 verkürzt worden. Zwischenzeitliche Wutausbrüche gegen die von Selbsthass geprägte deutsche Italien-Gefühlsduseligkeit von Rolf Dieter Brinkmann in seinem „Rom, Blicke“ oder von Martin Mosebach in seiner Beschreibung der real existierenden Hässlichkeit italienischer Cafés zwischen Neonbeleuchtung, Mopedgeräuschen und Flipperautomaten hatten keinerlei Einfluss auf das deutsche Erbgut.

Die erfolgreichste Werbung ist weiterhin die, die an „die italienischen Momente des Lebens“ appelliert. Und wie tief diese Sehnsucht in den Genen sitzt, zeigte sich gleich nach der Wiedervereinigung am ersten gesamtdeutschen Kinoerfolg. Er hieß „Go, Trabi, Go“, und er handelte von nichts anderem als dem deutschen Selbsthass und der deutschen Italien-Liebe, die offenbar, anders als gehofft, hinter dem Eisernen Vorhang noch besser gediehen war als im allseits offenen Westen. Von mir abgesehen, so dachte und denkt jeder, sind die anderen Deutschen eigentlich sehr kleinbürgerliche, spießige Leutchen, die nie einmal fünfe grade sein lassen können, wie es die italienischen Leute so wahnsinnig gut können.

All diese Sehnsucht nach der Ferne und all dieses Klagen über die Heimat sind nichts anderes als die tägliche, inständige und wimmernde Bitte darum, ein anderes Lebensgefühl kaufen zu können. Überall sonst auf der Welt sind alle irrsinnig entspannt, nur in unserem blöden Deutschland, so bilden wir uns gern ein, gibt es die strengsten gesellschaftlichen Zwänge – sogar beim Thema Schönheitsoperation. Die schönheitsoperierten Kessler-Zwillinge geben zu Protokoll: „In den USA geht man lockerer damit um.“ Die an den Lippen schönheitsoperierte Schauspielerin Anouschka Renzi sagt: „Mit dem Thema geht man hier zu Lande spießig um.“ Oder, ganz klassisch, Iris Berben: „Was ich nicht mag, ist dieses Moralisieren in Deutschland.“ Da es keine verbindliche Moral mehr gibt, kann man also selbst bei den absurdesten Diskussionen Pluspunkte sammeln, wenn man Deutschland als moralinsaure Hölle darstellt.

Das Paradies hingegen bleibt Italien. Schon jetzt hat jedes deutsche Dorf seinen „Italiener“, in dem man abends gewissenschonend Pizza essen kann, während nebenan das Gasthaus „Deutsche Eiche“, die Kneipe „Zum Hirschen“ oder die „Marktstube“ wegen mangelnden Zuspruchs schließen muss. Mit der Pizza, so hofft man, bekommt man auch einen Teller Lebensgefühl serviert und mit dem Eisbein, so befürchtet man, deutsche Schwermut als Sättigungsbeilage. Die deutsche Sehnsucht nach dem Italienischen geht so weit, dass ich meinen selbstbewusstesten Moment erlebte, als ich nach einem zweiwöchigen Italien-Urlaub derart gebräunt war, dass mich vor der Eisdiele an der Adria ein deutscher Lehrer in gebrochenem Italienisch nach dem Weg fragte. Das gab mir Selbstbewusstsein für zwei Wochen.

Wer je in Italien für einen Italiener, in Frankreich für einen Franzosen oder in Ungarn für einen Ungarn gehalten wurde, der musste mit Schaudern erkennen, dass das schlechte Gewissen dafür, leider Deutscher zu sein, dermaßen groß ist, dass man solch eine Verwechslung feiert wie Deutschland den WM-Sieg von 1954: Erst wenn man nicht mehr deutsch aussieht, so geht unsere absurde innere Logik, ist man befreit. Ähnlich dachte auch jener junge Mann, der in Bonn immer hellbraune Schuhe zum blauen Anzug und eine Ausgabe vom „Corriere della Sera“ unterm Arm trug, dies alles, so versicherte er, garantiere ihm großen Erfolg bei den deutschen Frauen.

Da man eigentlich jedoch als Deutscher selten für einen Italiener gehalten wird, kann man die Sehnsucht nach Identitätsauflösung nur dadurch verwirklichen, indem man in Deutschland in Lokale geht, in denen besonders wenig Deutsche sitzen. Dass in einem Lokal, in dem nur Italiener sitzen, diese einen selbst vielleicht als lästigen Störer empfinden könnten, dies kommt einem

Deutschen nur schwer in den Sinn. Die größte Enttäuschung besteht darum darin, wenn man dann in Italien in einer „ursprünglichen“ Trattoria als einziger Deutscher unter ganz vielen laut gestikulierenden Italienern sitzt und plötzlich die Tür aufgeht und ein deutsches Studienratsehepaar eintritt, mit Bauchtasche in Beige, Canon-Kamera, Merian-Reiseführer und einer Haut, gegerbt von 30 Jahren Studiosus-Reisen. Dass man selbst ebenso als Karikatur eines Deutschen zwischen den Italienern sitzt, kann man ja leider nicht sehen.

Also sitzt man im Urlaub schlecht gekleidet am Frühstücksbüfett des Hotels und hat ein schlechtes Gewissen dafür, wie schlecht sich die anderen Deutschen kleiden. Italien ist voller Deutscher, die den anderen Deutschen nicht gönnen, in Italien zu sein, oder ihnen vorwerfen, typische Deutsche zu sein, ohne zu erkennen, dass sie selbst gerade wegen dieses Vorwerfens die typischsten Deutschen sind. Ich will meine Nationalität verleugnen, wenn ich sehe, wie lang die deutsche Schlange der Beschwerdeführer ist, die am Stand von TUI beklagen, dass ihr Bett zehn Zentimeter kleiner ist als im Prospekt angegeben (stehe aber selbst in der Schlange). Ich wende den Blick ab, wenn ich sehe, wie die Deutschen auf Mallorca Bier und Schnitzel bestellen (und ich Spaghetti Bolognese esse). Und ich spüre, wie nicht nur ich, sondern ein ganzes Land vor Stolz auf die eigene Toleranz kaum noch laufen kann, weil nun mit Gerald Asamoah ein Schwarzer für die deutsche Fußballnationalmannschaft spielt. Ach, was sind wir doch für ein modernes Volk (und, noch besser, endlich können wir auch bei Weltmeisterschaften gegen Mannschaften aus Afrika gewinnen, ohne dass wir ein schlechtes Gewissen haben müssen).

Italien ist voller Deutscher, die anderen Deutschen dort vorwerfen, typisch deutsch zu sein

Am umweltgefährdendsten ist die deutsche Sehnsucht, undeutsch zu wirken, wenn es um die Sprache geht. Leider habe auch ich viel zu oft und viel zu früh so zu tun versucht, als könnte ich Italienisch. Aber das hat den Vorteil, dass man zu Hause weiter büßen kann. Der Buchtitel „Frauen, die Prosecco trinken“ erfasst präzise das Gefühl jener Wohlfühldeutschen, die glauben, ihre Ausländerfreundlichkeit, ihre Lebensfröhlichkeit, ihre Weltgewandtheit und ihre Modernität allein dadurch auszudrücken, dass sie statt Sekt ab sofort Prosecco trinken. (Funktioniert auch beim Digestif: „Machste mir ’nen Grappa, Alfredo?“) Da man Prosecco – wie den Grappa – nicht gänzlich falsch aussprechen kann, geht das weitgehend ohne Peinlichkeit über die Bühne. Weitgehend. Als einmal ein schrilles Damenduo mit weißgelber Kleidung, die man ansonsten auf der Terrasse bei Tennisturnieren in Stuttgart trägt, in aufgekratzter Stimmung zwei Gläser (sprich: „Gläschen“) Prosecco getrunken hatte, gab ihnen der Kellner eine Rechnung über 11,80 Mark. Daraufhin sagt die eine der Damen: „Mach dodici, Luigi.“ Das klingt großzügig, aber auch auf Italienisch sind dodici nur 12 Mark.

Man kann noch so sehr sein Deutschsein zu verleugnen versuchen, bei der Höhe des Trinkgeldes verrät sich der Schwabe im Deutschen. Die schönste Blüte treibt die deutsche Sehnsucht nach italophiler Bestellsprache, wenn es um den Espresso geht. Nach neueren Untersuchungen in dem Buch „Was die Welt nicht braucht“ gibt es genau acht verschiedene Arten, auf die in deutschen und italienischen Cafés zwei Espressos bestellt werden: 1. Due Espresso, 2. Due Espressis, 3. Due Espressi, 4. Due Espressos, 5. Zwei Espresso, 6. Zwei Espressi, 7. Zwei Espressis, 8. Zwei Espressos. Leider jedoch wird jede dieser acht Formen mit demselben unerschütterlichen Selbstbewusstsein vorgetragen, so dass die Hoffnung klein bleibt, die Falschsager würden irgendwann von der Sprachpolizei ertappt und grüne Strafzettel hinter den Armani-Brillenbügel geklemmt bekommen. Doch wer erst einmal damit angefangen hat, darüber nachzudenken, der wird aus schlechtem Gewissen für all die falschen Espressobestellungen der Vergangenheit immer nur noch sagen: „Die Dame nimmt einen Espresso – und ich auch.“

Doch auch mit solchen Taschenspielertricks lässt sich das zeitversetzte schlechte Gewissen nie gänzlich unterdrücken: Man hat früher einmal in einem italienischen Restaurant etwas ausprobiert, was man selbst „Notschi“ nannte, weil man sich dachte, das im Italienischen Worte mit „ch“ oft wie „sch“ gesprochen werden. Dass es aber im Italienischen eine Sonderregel gibt, die besagt, dass dieses „ch“ in Worten wie „Gnocchi“ hart wie ein „ck“ gesprochen wird – das erfuhr ich, als ich zwei Jahre nach diesem Restaurantbesuch meine Freundin selbstverständlich darüber plaudern hörte, dass sie sich gestern Abend ein paar „Jnohcki“ gekocht hätte.

Ich hatte fortan ein schlechtes Gewissen für all die vergangenen Male, als ich das Wort falsch ausgesprochen hatte oder im Geiste falsch gedacht hatte. Dies geht natürlich ebenso bei allen französischen Speisen – und auch etwa bei der Turnschuhfirma „Nike“, bei der sich zumindest bei mir auch erst vor zwei Jahren herumgesprochen hat, dass man das letzte „e“ wie ein „i“ ausspricht – all die Jahre zuvor, als ich Nike eindeutschte, erscheinen mir nun im Rückblick schuldbewusst als Jahre der Peinlichkeit.

Die deutsche Liebe zu Italien übrigens ist interessanterweise durch nichts eintrübbar: Weder Mussolini noch Berlusconi gelang es, und wenn dann nur kurzfristig, die deutsche Liebe zur Weisheit des italienischen Menschen zu schmälern, obwohl eine Figur wie Berlusconi in der heimischen deutschen Politik für jeden Deutschen ein neuer und ernsthafter Grund sein könnte, sich im Ausland dafür zu schämen, dass man aus Deutschland kommt. Wenn es dereinst in jedem deutschen Eiscafé Venezia einen Eisbecher Mussolini und in der Pizzeria San Marco Tagliatelle Berlusconi gibt, die wir ganz selbstverständlich bestellen, dann werden wir trotzdem immer noch zusammenzucken, wenn jemand Reichstag sagt. Das Ausland muss sich keine Sorgen um uns machen.

Ich weiß noch, wie sehr es mich irritierte, dass der Taxifahrer in Italien mit mir immer wieder über die Fußballerfolge von Bayern München sprechen wollte. Ich entschuldigte mich mehrfach für alles Mögliche, für den Gewinn der Champions League und den bayernfreundlichen Fußballgott, doch nach einiger Zeit merkte ich, wie mich der Taxifahrer verwirrt an sah: Er hatte mir etwas Nettes sagen wollen, denn er bewunderte Bayern München, und er hielt es für eine Form mitteleuropäischer Freundlichkeit, Menschen eines Landes Komplimente für schöne Dinge aus ihrem Land zu machen. Es gelang mir nicht, ihm klarzumachen, dass das bei uns Deutschen nicht so einfach sei – auch weil ich, während ich nach den passenden englischen Worten suchte, selbst die Verbindung zwischen Holocaust und Zweitem Weltkrieg und der daraus resultierenden Scham über die Herrschaft Bayern Münchens über den Fußball Europas nicht mehr logisch einwandfrei herstellen konnte.

Vielleicht sollten Sie es mal mit folgender Übung versuchen: Sie gehen in das feinste italienische Restaurant Ihrer Stadt, ziehen Bundeswehrkleidung an, stellen sich mit Ihrer Familie vor das Büfett mit den gemischten Vorspeisen und singen die drei Strophen des Deutschlandliedes.


FAZ

Florian Illies
30, ist leitender Redakteur der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ und Buchautor. In dem Bestseller „Generation Golf“ beschrieb er die Gefühlslage einer jungen Generation ohne Ideologien. Seine Betrachtungen über Nutella-Brote, Helmut Kohl und Winnetou-Filme haben sich inzwischen fast 500 000-mal verkauft. In seinem neuen Buch „Anleitung zum Unschuldigsein“, aus dem wir ein Kapitel vorabdrucken, nähert er sich satirisch den Bereichen, wo uns das schlechte Gewissen plagt – von der Mülltrennung über die vergessenen Geburtstagsgeschenke bis zum Sex (© Florian Illies: „Anleitung zum Unschuldigsein“. Argon Verlag, Berlin; 253 Seiten; 34 Mark).